

Meet the Profs

Als Hefterverantwortliche (Hanna Mayer) ergreife ich die Möglichkeit, meinem Kollegen Wilfried Schnepf (WS) und meiner Kollegin Sabine Hahn (SH) aus dem Herausgabeteam Fragen zu stellen, die mir schon lange „auf der Zunge brennen“.

HM: Zuerst an Dich Wilfried: Man bekommt den Eindruck, dass „Grounded Theory“ (GT) gerade in der Pflegewissenschaft ein sehr beliebter Forschungsansatz ist. Kann man von „der“ GT sprechen? Und was macht eine gute GT-Arbeit aus?

WS: Ich beobachte immer wieder, dass insbesondere Doktorandinnen und Doktoranden der Meinung sind, dass „ihre“ GT die „wahre Grounded Theory“ ist und alle anderen es nicht so ganz begriffen hätten. Tatsächlich gibt es nicht „die GT“. Das fängt schon damit an, dass Glaser und Strauss getrennte Wege gegangen sind und sehr unterschiedliche Positionen vertreten. In der Pflegewissenschaft haben sich Strauss und Corbin sehr stark durchgesetzt. Das kann wohl auf Juliet Corbin als Pflegewissenschaftlerin zurückgeführt werden. Günter Mey hat unlängst erst darauf hingewiesen, dass es nicht die „eine“ GT gibt, sondern sehr verschiedene Ausrichtungen. Ich selbst habe z.B. in meiner Doktorarbeit die GT stark an ethnologischen Prinzipien ausgerichtet, um mit den Phänomenen Fremdheit und Kultur gut umgehen zu können. Aber unabhängig davon, wie die GT ausgerichtet ist, die sogenannten „essentials“ müssen vorliegen. Hierzu gehört der Forschungsstil, der über reine Deskription hinaus geht und auf Konzeptualisieren ausgerichtet ist. Ein weiteres Merkmal ist der konstante Vergleich des Materials und unabhängig ist das „Theoretical Sampling“, also die theoretisch begründete Stichprobenbildung. Dies alles ist erforderlich, um zu dem zu gelangen, was die GT programmatisch verfolgt: empirisch begründete Theoriebildung, wenngleich nicht jede einzelne GT Studie zu einer Theorie führt.

HM: Sabine, Du beschäftigst Dich ja viel mit vulnerablen Gruppen. Welche Bedeutung hat hier die qualitative Forschung?

SH: Hoch betagte pflegebedürftige Menschen, kognitiv eingeschränkte oder psychisch beeinträchtigte Menschen sind teilweise mit quantitativen Methoden der Datensammlung nicht oder

nicht mehr erreichbar. Es ist ihnen nicht mehr möglich, einen Fragebogen auszufüllen oder einem zu stark strukturierten Gespräch zu folgen. Daher verstummen diese fragilen Gruppen und erhalten keine Stimme mehr. Ein ganz typisches Beispiel ist der Einbezug von Menschen mit einer Demenz. Sie werden nicht mehr nach ihren Anliegen oder ihrer Meinung gefragt. Es gibt also neben der Fragestellung, welche die Methode leitet, auch die Grenzen der Betroffenen zu beachten. Entsprechend ist die Fragestellung anzupassen. Qualitative Methoden, wie narrative oder themenfokussierte Gespräche sowie teilnehmende Beobachtung im Feld ermöglichen diesen vulnerablen Gruppen, einbezogen und gehört zu werden.

HM: Wilfried, Du begleitest ja viele qualitativ ausgerichtete Dissertationen. Wo liegt nun der spezielle Anspruch an eine Dissertation (im Vergleich zu Masterarbeiten)? Ist es nur die größere Datenmenge?

WS: An eine Dissertation, die mittels qualitativer Methoden durchgeführt wird, sind die Anforderungen tatsächlich höher! Während in einer Masterarbeit häufig gar nicht alle methodischen Anforderungen umgesetzt werden können, wie z.B. das Theoretical Sampling, ist es für eine Dissertation unerlässlich. Das gilt auch für die Größe des Samples. Die Datenmenge und die Größe der Stichprobe haben in erster Linie mit der Fragestellung und den gewählten Methoden zu tun. In meiner Dissertation zu den Russlanddeutschen Spätaussiedlern hatte ich über 80 Interviews. Hinzu kamen sehr viele Feldtagebücher und Beobachtungsprotokolle. In keiner anderen Forschung, die ich geleitet habe, war ein so großer Datensatz erforderlich, da es viel mehr Literatur zur Problemstellung gab und viel weniger Fremdes im Spiel war. Dies alles steuert die erforderliche Datenmenge. Was für eine Dissertation im Gegensatz zu einer Masterarbeit unverzichtbar ist, ist der theoretische Beitrag der Arbeit. Dieser Teil der Forschung ist nicht einfach und fällt meiner

Erfahrung nach den Doktorandinnen und Doktoranden sehr schwer.

HM: Sabine, Du bildest viele Bakkalaureatsstudierende aus. Diese sind ja grundsätzlich nicht diejenigen, die nach ihrem Studium aktiv forschen. Welchen Sinn macht das Thema qualitative Forschung in Bakkalaureatsprogrammen?

SH: Eine grundlegende Qualifikation einer Pflegefachperson ist das Führen eines offenen Gesprächs und das aktive Zuhören. Da kommen wir sehr nahe an die Datensammlung im narrativen Interview heran. Die interviewte Person erzählt was ihr wichtig zum Thema ist. Und genau so sollte ein Anamnesegespräch gestaltet werden. Patientinnen und Patienten zu involvieren, heißt ihre Anliegen ernst zu nehmen, ihre Erfahrung einzubeziehen. Damit dies möglich ist, wird zwischendurch im Gespräch paraphrasiert, nachgefragt, um das Verständnis zu klären, Wissen ausgetauscht und Empathie gezeigt. Pflegenden mit BScN sollten also sehr gute Interviewerinnen und Interviewer sein. Das Gespräch dann zusammenzufassen, auf den Punkt zu bringen und Prioritäten zu setzen, ist auch eine Kompetenz, die in der qualitativen Forschung gefragt ist. Daher denke ich, dass zum Bachelor insbesondere Gesprächstechniken und analytische, diagnostische Fähigkeiten und Fertigkeiten gehören, die später für gute qualitative Forschung genutzt werden können.

Haben Sie Fragen an Wilfried Schnepf, Hanna Mayer, Sabine Hahn oder andere Professorinnen und Professoren, die sich mit qualitativer Forschung auseinandersetzen? Wollen Sie mit ihnen in Diskurs treten und andere teilhaben lassen? Ja? Dann schreiben Sie an die Redaktion von QuPuG:
office@pflegenetz.at!